

*

Erstaunlich viele Romane und Märchen spielen im Schnee. Unser Winterwissen ist ein Fragment aus der Kindheit, fast wie angeboren. Tiere treffen viele sorgfältige Vorbereitungen, um die kalten, nahrungsarmen Monate zu überstehen: Die einen verkriechen sich monatelang in ihren Bau, die anderen ziehen in wärmere Gefilde. Bäume werfen ihr Laub ab. Das ist alles kein Zufall. Die Veränderungen, die im Winter stattfinden, haben etwas Alchimistisches. Ganz gewöhnliche Wesen machen wundersame Wandlungen durch, um zu überleben. Haselmäuse fressen sich fett, bevor sie in den Winterschlaf gehen, Schwalben fliegen nach Südafrika, Bäume stehen in den letzten Herbstwochen in Flammen. Es gehört nicht viel dazu, die strotzenden Frühlings- und Sommermonate zu überleben. Die wahre Pracht der Natur wird im Winter deutlich, wenn sie trotz magerer Zeiten erblüht.

Pflanzen und Tiere kämpfen nicht gegen den Winter an. Sie tun nicht so, als würde der Winter gar nicht einziehen, sie versuchen nicht, genauso weiterzuleben wie im Sommer. Sie bereiten sich vor. Sie passen sich an. Sie durchlaufen unglaubliche Metamorphosen, um den Winter zu überstehen. Winter ist die Zeit des Rückzugs von der Welt, der maximalen Ausnutzung knapper Ressourcen, brutaler Effizienz und Unsichtbarwerdung – aber genau da findet Verwandlung statt. Winter ist nicht Tod, ist nicht das Ende eines Lebens, sondern eine Bewährungsprobe.

Wenn wir aufhören, uns ständig nach Sommer zu sehnen, kann der Winter eine ganz wunderbare Jahreszeit werden, in der die Welt von sparsamer Schönheit ist und selbst der Asphalt funkelt. Eine Zeit zum Nachdenken, zum Erholen, zum langsamen Wiederaufladen, zum Aufräumen.

All das ist verdammt uncool, und wer die Dinge langsamer angeht, sich mehr unverplante Zeit und mehr Schlaf gönnt, wer sich einfach mal ausruht, handelt heutzutage fast schon radikal – dabei ist genau das doch lebenswichtig. Wir alle kennen solche Momente, in denen wir uns entscheiden müssen: Streifen wir unsere alte Haut ab oder nicht? Wer es tut, ist mehr als nackt, er ist wund, dem tut alles weh, und er kann sich eine ganze Weile nur um sich selbst kümmern. Und wer das nicht tut, dessen Haut wird verhärten.

Es ist eine der wichtigsten Entscheidungen im Leben.

Oktober

Vorbereitungen

Ich backe Bagels. Oder sagen wir, ich versuche es. Im Rezept steht was von einem festen Teig, und so weit lief das auch ganz gut, bis in meiner Küchenmaschine irgendwas kaputtging und das Gerät kreischte, als hätte ich ihm Gewalt angetan. Ich ließ mich nicht beirren, legte den Teig auf die Arbeitsfläche und knetete ihn zehn Minuten lang mit der Hand. In einer geölten Schüssel stellte ich ihn an den Lieblingsplatz unserer Katze auf dem Wohnzimmerfußboden, da, wo quasi direkt unter den Dielen die Heizungsrohre verlaufen.

Eine Stunde später hatte sich so gut wie nichts getan, darum wartete ich eine weitere Stunde, dann war ich mit meiner Geduld am Ende und formte kleine Ringe aus der Masse. Erst als ich sie alle pochiert hatte (wobei sie unter meinem hilflosen Blick die Form merkwürdiger Croissants annahmen) und sie sich im vorgeheizten Ofen befanden, kam ich auf die Idee, einen Blick auf das Mindesthaltbarkeitsdatum der Trockenhefe zu werfen: Januar 2013. Das war vor fünf Jahren. Die Dose musste ich vor der Geburt meines Sohnes gekauft haben, denn da hatte ich zum letzten Mal Zeit und Muße, auch nur darüber nachzudenken, in der Küche Backtriebmittel einzusetzen.

Die Bagels waren, wie nicht anders zu erwarten, ungenießbar. Egal. Schließlich backe ich nicht, weil ich Hunger habe. Ich backe, um etwas zu tun zu haben. Die Bagels sind zwar nicht ganz so geworden, wie sie hätten sein sollen, aber sie haben eine wichtige Funktion erfüllt: Sie haben die Lücke in meinem Tag gefüllt, wo sonst immer meine Arbeit war, und die Beschäftigung mit ihnen hat mir dabei geholfen, wenigstens vorübergehend nicht meinen düsteren Gedanken nachzuhängen.

H ist wieder zu Hause, es geht ihm gut, und er hat wieder angefangen zu arbeiten. Ich bin immer noch zu Hause. Seit Jahren hetze ich rastlos durchs Leben, mein Stresslevel hat allmählich zugenommen, und jetzt ist schlagartig Sense. Ich sehe mich körperlich nicht dazu in der Lage, zur Arbeit zu gehen. Mir ist, als wäre ich über eine Gummileine mit dem Haus verbunden, die mich jedes Mal zurückzieht, wenn ich versuche, mich auf den Weg zur Arbeit zu machen. Das ist keine kleine Laune von mir, es ist wirklich mein Körper, der sich strikt verweigert. Ich habe das lange ignoriert, habe immer weitergemacht, aber jetzt ist Schluss. Als H im Krankenhaus lag, bemerkte ich rechts im Bauch einen dumpfen Schmerz, den ich für so eine Art Solidaritätsbekundung mit Hs Blinddarmenzündung hielt. Doch der Schmerz ließ nicht parallel zu Hs Genesung nach, im Gegenteil, er nahm immer weiter zu. Bei der geringsten körperlichen Anstrengung zuckte ich zusammen. Vor einer Woche klappte ich an meinem Vortragspult in der Uni zusammen und konnte an nichts anderes mehr denken als an diesen Schmerz. Ich fuhr

mit dem Bus nach Hause, und seither habe ich mich so gut wie nicht mehr von dort wegbewegt.

Ich quälte mich durch das demütigende Gespräch mit meiner Hausärztin, in dessen Verlauf ich einräumen musste, seit ungefähr einem Jahr sämtliche deutlichen Anzeichen für Darmkrebs geflissentlich ignoriert zu haben, dann wurde ich zu dringenden Untersuchungen weitergeschickt und meldete mich krank. Ich habe das Gefühl, in den letzten Jahren den Stress in einem Umfang zugelassen zu haben, dass er mich nun auffrisst. Ich hätte früher Hilfe suchen sollen. Aber für mich ist Stress ein Stigma, eine Bestätigung meiner Leistungsunfähigkeit. Insgeheim bin ich ganz froh, dass ich mit echten Schmerzen zu kämpfen habe und nicht mit einem schwammigen Gefühl der Überforderung. Schmerzen sind irgendwie konkreter. Dahinter kann ich mich verstecken und sagen *Nein, nein, das hat nichts damit zu tun, dass ich nicht in der Lage bin, mein Arbeitspensum zu schaffen. Ich bin wirklich richtig krank.*

Jetzt habe ich massenweise Zeit, über das alles zu sinnieren – zu konzentrierten Überlegungen ist meine Matschbirne ohnehin nicht in der Lage. Seit ich krank bin, koche ich ziemlich viel. Das sind hübsche kleine Aktivitätspäckchen, wie ich sie zurzeit gerade so schaffen kann. Nicht, dass ich früher nie gekocht hätte, ich habe sogar viel und gerne gekocht. Aber in den letzten Jahren wurde das Kochen mehr und mehr aus meinem Leben verdrängt, und mit ihm die wunderbare Begleiterscheinung des Einkaufens von Zutaten. Ich habe einfach so viel um die Ohren gehabt, und aus dem ganzen allgemeinen Wust wurden diese Dinge, Dinge, die mich ausmachten, irgendwie rausgequetscht. Ja, natürlich haben sie mir gefehlt, aber ich nahm das achselzuckend hin. Was soll man denn machen, wenn man schon alles macht?

Das Problem mit »alles« ist, dass es am Ende leider meist aussieht wie nichts: eine einzige nebulöse Abfolge hastiger und sinnbefreiter Aktivitäten. Die Zeit ist so schnell vergangen, seit ich ein Kind habe, Bücher schreibe und Vollzeit arbeite – darum meist auch an den Wochenenden –, dass ich gar nicht recht weiß, was ich all die Jahre gemacht habe. Nicht, dass da eine totale Lücke klaffen würde, aber alles ist so verschwommen und so belanglos – abgesehen von dem verzweifelte Gefühl, überleben zu wollen. Ich betrachte die Trockenhefedose in meiner Hand und habe Schwierigkeiten, meinen Weg von damals bis jetzt nachzuvollziehen. Mir ist, als wäre ich in einen unfassbar tiefen Aufzugschacht gefallen und gerade unten aufgeschlagen. Ich befinde mich in einem großen Raum mit Widerhall, und ich weiß noch nicht recht, wie ich hier wieder rauskommen soll. Ich versuche, etwas zu finden, das ich kenne und das mir den Weg weisen könnte.

In Tove Janssons *Winter im Mumintal* wacht Mumin aus Versehen zu früh aus dem Winterschlaf auf. Er, der sonst den ganzen Winter über schläft, stellt mit Entsetzen fest, dass die Welt unter Schnee begraben und sein Garten ihm völlig fremd ist. »Die ganze Welt ist gestorben, während ich schlief«, denkt er. »Die Welt ist nicht für Mumin gemacht.« Er fühlt sich so schrecklich einsam, dass er zurück in den Bau geht und seiner Mutter die Decke wegzieht. »Wach auf!«, ruft er. »Die ganze Welt ist weg!« Seine

Mutter rollt sich zusammen und schlummert weiter. So ähnlich geht es mir auch gerade mit meinem Winter: Alle anderen schlafen, nur ich bin glockenwach und habe schreckliche Angst.

In solchen Momenten im Leben muss man irgendwie in Bewegung bleiben. Ich unternehme jeden Tag einen langsamen, mir sehr schwer fallenden Spaziergang und kaufe ein paar Zutaten fürs Essen ein. Mein Kühlschrank, bis vor Kurzem noch prall gefüllt mit online bestellten, nach Hause gelieferten und dann doch nicht verzehrten Lebensmitteln, ist jetzt leer. Ich kaufe nur, was ich brauche. Ich schäme mich für den vielen Abfall, den ich bis vor Kurzem noch produziert und für unvermeidlich gehalten habe. Und das ist genau der Unterschied, den es macht, mehr Zeit zu haben: Ich kann es mir leisten, mal eben in die Stadt zu schlendern und zu gucken, was es an Gemüse gibt. Wenn ich kein Brot mehr habe, gehe ich welches kaufen. Beim Schlachter kann ich mir genau die Menge Fleisch abwiegen lassen, die ich an dem Tag verbrauchen möchte – statt eine Packung Hähnchenfleisch einzufrieren und eine Woche später wieder aufzutauen, nur um dann nicht dazu zu kommen, es zu essen, und es letztendlich wegzuworfen.

Diese Woche habe ich einen Lammeintopf mit Karotten und Thymian gemacht, garniert mit Kartoffelscheiben – und dabei das Gefühl gehabt, den Herbst herbeizukochen. Ich habe eine Kiste wunderbarer, in Seidenpapier gewickelter Feigen erstanden, die ich an drei aufeinanderfolgenden Tagen morgens klein geschnitten auf meinem Porridge aß. Ich habe aus einem blassgrünen Kürbis eine sämige Suppe gekocht und ein Lachsfilet mit Salz, Zucker, Dill und Rote Bete gebeizt – wovon es eine tiefrote Farbe annahm. Dann dachte ich, dass eingelegte Gurken gut dazu passen würden, also habe ich ein paar Gurken eingelegt. Ich hatte Zeit. All das war möglich und der Mühe wert.

Außerdem habe ich mich mit den richtig guten Buntstiften vergnügt, die ich für Bert gekauft hatte, Marke Lyra – wie die junge Heldin in Philip Pullmans Trilogie *His Dark Materials*. Die Stifte sind hoch pigmentiert und von wachsähnlicher Konsistenz – überhaupt kein Vergleich zu den Billigstiften, die wir normalerweise, ohne nachzudenken, kaufen. Mit ihnen malt Bert völlig anders. Und ich habe auch Lust bekommen, zu malen. Inzwischen habe ich Lyra auch beinahe den mir fast die Tränen in die Augen treibenden Preis verziehen, denn diese Buntstifte sind wirklich allen anderen Fabrikaten haushoch überlegen.

Mir war gar nicht richtig aufgefallen, in welchem Ausmaß sich diese stillen Freuden aus meinem Leben verkrümelten hatten, während ich ständig herumgehetzt bin – doch jetzt lade ich sie nach und nach wieder zu mir ein. Ich genieße nicht nur die ruhige, rhythmische Arbeit mit den Händen, die eine Form von Konzentration erfordert, neben der sich wunderbar träumen lässt, sondern auch das Gefühl, mir etwas Gutes zu tun. Zusammen mit Bert backe ich Lebkuchenmänner, und ich kümmere mich mit einer Hingabe um sie, als handele es sich um positive Voodoo-Puppen. Ich stelle mir jede einzelne von ihnen vor als eine Art Trotzhandlung gegen das Leben, das ich in den